



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Pfützner, Paul: Archäologische Studienfahrten nach Griechenland und
Kleinasien

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wonnen und ihr abgerungen hätte, was sie ihm zu geben imstande war, wenn er Dichtungen geschaffen hätte, ähnlich denen der Dänen Sophus Bauditz und R. G. Brøndsted, nur größer!

(Schluß folgt)



Archäologische Studienfahrten nach Griechenland und Kleinasien*)

Von Paul Pfizner



Wenn man die Flut der Nekrologe durchmustert, die dem scheidenden Jahrhundert in allen Zeitungen und Familienblättern gewidmet wurden, so findet man wohl überall in erster Reihe das laute Loblied, das den Fortschritten der Naturwissenschaften gesungen wird. Alle Welt begeistert sich für die großen Erfolge der Chemie und Physik, der Technik im allgemeinen und der Elektrotechnik im besondern. Ich bin der letzte, der die Berechtigung dieser der Naturwissenschaft gespendeten Bewunderung bestreiten oder nur bekritleln möchte; aber dennoch ist es vielleicht nicht unangebracht, wieder einmal auf das erstaunliche Mißverhältnis hinzuweisen, das in der Wertschätzung der Realwissenschaften gegenüber den idealen Disziplinen in den Kreisen unsrer Gebildeten vielfach besteht, und das ganz besonders ungerechtfertigt ist bei einer Wissenschaft, die in den letzten Dezennien dieses Jahrhunderts ganz außerordentliches geleistet hat. Als Winckelmann, der geistvolle Begründer und Bahnbrecher der modernen Archäologie, vor etwa hundertfünfzig Jahren mit noch ganz unzureichendem Material versuchte, die Entwicklung der antiken Kunst zu skizzieren, war kaum vorauszusehen, daß der Altertumswissenschaft noch ein so großartiger Ausbau beschieden sein würde, wie er thatsächlich erfolgt ist; und wenn man auch zugeben muß, daß die Überraschungen, zu denen uns die Elektrizitätslehre geführt hat, alles Dagewesene in Schatten stellen, so gehört doch die ganz nüchterne Utilitätsrichtung unsrer Zeit und ihre banausische Geringschätzung rein idealer Erfolge dazu, gleichgiltig an den überraschenden Leistungen der jungen Archäologie vorbeizugehn.

Noch vor dreißig Jahren erschien die antike Kunst als ein Gebiet, dessen Dasein als ein schönes Wunder bestaunt wurde, dessen Entstehung und Entwicklung aber vielfach rätselhaft waren; nur spärliche Kunde reichte über das fünfte Jahrhundert vor Christo hinaus, und selbst für die helle historische Zeit

*) Ein Vortrag, gehalten auf der öffentlichen Hauptversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins in Dresden am 18. April d. J.

floß uns gar vieles in einen großen homogenen Strom zusammen, was heute in ein wohlgegliedertes Netz getrennter Strömungen aufgelöst ist. Mit hinreichender Klarheit übersehen wir nun den Entwicklungsgang der antiken Kunst in ihren mannigfachen Richtungen und Schulen; wir trennen scharf griechische und römische Kunst, wir wissen, daß die römische schon von Urzeiten an in der Hauptsache ein bloßer Abglanz der griechischen ist, wir verfolgen seit 750 v. Chr., seit die Griechen zum erstenmal italischen Boden betraten, ihren übermächtigen Einfluß und beobachten die interessante, meist roh=provinziale Umformung, die die schon in der ältesten Zeit feinsinnigen und in ihrer Art vollendeten Kunstformen der Hellenen bei den gröbern Italikern erfuhren. Ebenso klar übersehen wir, besonders seit wir Pergamon kennen, den Wirkungsbereich der griechischen Kunst in Kleinasien und ihre wundervolle Nachblüte im Zeitalter des Hellenismus, und wir erhoffen noch eine umfassende Bereicherung unsrer Kenntnis sowohl von den neuesten Ausgrabungen Professor Schreibers in Alexandria, zu denen der hochherzige süddeutsche Fabrikant Sieglin die Mittel giebt, wie auch von Ausgrabungen in der Seleukidenresidenz Antiochia, die dann das wichtigste Desiderat sind.

Weit mehr noch hat die Archäologie geleistet für die Zeit, die der großen Blüteperiode des fünften Jahrhunderts vorausging, für die Zeit des Archaismus bis in das achte Jahrhundert hinauf. Durch die deutsche Erforschung Olympias, Ende der siebziger Jahre, durch die Entdeckung der berühmten Frauenstatuen, der sogenannten Tanten, im Perserschutt der Akropolis, und endlich durch die allerneuesten Ausgrabungen der Franzosen in Delphi haben wir eine so große Reihe echter archaischer Kunstwerke gewonnen, daß der rasche Aufstieg der altgriechischen Kunst zu den erhabnen Höhepunkten eines Phidias und Polyklet uns nicht mehr als ein Rätsel erscheint, sondern in den Hauptzügen deutlich verfolgt werden kann.

Die erstaunlichste Leistung der modernen Archäologie ist aber die, daß sie uns Kunde gegeben hat von Zeiten, in die bisher nur die unkontrollierbare Sage hinaufflieg. Seit Schliemann und Dörpfeld in Troja, Tiryns und Mykenä die Königsburgen und Kuppelgräber der griechischen Helden aufgedeckt haben, die vor der dorischen Wanderung, also zwischen 1000 und 1600, dort hausten, und deren schon hohe Kultur in den homerischen Epen, von einzelnen später hineingefügten Zügen abgesehen, im wesentlichen getreu geschildert wird, ist diese homerische Zeit kein schattenhaftes Sagengebilde mehr für uns; und wenn auch das große Kuppelgrab bei Mykenä, das nach Atreus oder Agamemnon benannt wird, vielleicht keinen von beiden beherbergt hat, und wenn auch die ehrwürdigen Knochen und Aschenreste, die mit dem großartigen Goldschatz zugleich aus den Tiefen der mykenischen Schachtgräber emporstiegen, schwerlich einem bestimmten Helden der Ilias zugeschrieben werden können, so bleibt doch das bestehn, daß die Zeit des trojanischen Kriegs nun ein kulturhistorisch aufgeklärter und durch zahlreiche Kunstwerke aller Art bezeugter Abschnitt für uns geworden ist.

Nicht ganz so klar, aber doch noch deutlich liegt vor uns die nächst vorhergehende Zeit, die der sogenannten Inselsunft, die etwa bis 2000 zurück-

reicht, und bis tief ins dritte Jahrtausend werden wir geführt durch Funde von Thonwaren und einfachen Geräten, die aus der zweiten Schicht von Troja und von Cypern stammen und vorläufig die Grenze dessen sind, was uns von der Kultur der griechisch-kleinasiatischen Urzeit bekannt ist. Außerst interessant und lehrreich sind aber die zahlreichen Fäden, die in allen diesen Perioden nach den Nachbarländern hinüberführen, z. B. nach Nordsyrien und Ägypten. In Ägypten haben übrigens die letzten sechs Jahre Funde gebracht, die einen Ausblick in geradezu märchenhafte Ferne gewähren. Die von Amélineau, Glinders Petrie und de Morgan gemachten Gräberfunde führen bis weit in das vierte Jahrtausend hinauf, und seit de Morgan im Jahre 1897 das Grab des ersten Königs Men, des griechischen Menes gefunden und die Zuverlässigkeit der alten ägyptischen Königslisten damit ganz überraschend bestätigt hat, können wir eine kulturgeschichtliche Entwicklung von fast sechs Jahrtausenden übersehen — ein Ergebnis, das wahrlich großartig und fesselnd genug ist, die eingangs gemachte Parallele mit den Naturwissenschaften zu rechtfertigen. Noch ist dieser Ausbau keineswegs abgeschlossen; denn erst jetzt, seit sich die Aufmerksamkeit der Forscher diesen Gebieten zugewandt hat, seit man gelernt hat, dieser Art von Funden nachzuspüren, darf man erwarten, noch mehr zu finden; und was für neue Überraschungen uns endlich noch in Babylon vorbehalten sind, wo eine deutsche Expedition unter Koldewey seit Jahresfrist an einer umfassenden Ausgrabung arbeitet, ist überhaupt noch nicht abzusehen.

Die deutschen Gymnasiallehrer haben von jeher der Archäologie das lebhafteste und begeistertste Interesse zugewandt, und teils mit, teils ohne staatliche Unterstützung wandert in jedem Jahre eine bemerkenswerte Anzahl nach dem Süden, um den Geist des Altertums an der Quelle auf sich wirken zu lassen. Aber während es viele sind, die Italien durchstreifen und an den Kursen des römischen Instituts teilnehmen, ist es doch nur ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz, der Griechenland und Kleinasien aufsucht. Diese Bevorzugung Italiens mochte früher selbstverständlich sein, einerseits aus Rücksicht auf die weit bessern Verkehrs- und Verpflegungsverhältnisse, andererseits wegen der schier unabschbaren Fülle von antiken Kunstwerken, die hier in den großen Museen zusammengelagert und auf diese Weise bequem zu übersehen sind. Aber seit man erkannt hat, wie wenige von diesen Schätzen Originale und wie viele nur mittelmäßige, ja schlechte Kopien sind — und zwar von griechischen Meisterwerken, während die eigentlich römischen Meisterwerke sehr dünn gesät sind —, seit man dagegen in Griechenland neben so überwältigend schönen Originalen aus der Blütezeit, wie dem Praxitelischen Hermes, die Unmenge der hochwichtigen archaischen Werke entdeckt hat, gar nicht zu reden von den großartigen Denkmälern der mykenischen Zeit — ist es für den Altertumsfreund kaum noch möglich, auf Hellas ganz zu verzichten. Dazu kommt, daß Italien mit all seiner Schönheit doch den Zauber der griechischen Landschaft nur eben ahnen läßt, wobei es sich übrigens nicht nur um die äußerliche Schönheit handelt, sondern auch darum, daß Italien, wie es mit seiner Küstengliederung hauptsächlich nach Westen gerichtet ist, so auch in kulturhistorischer

Hinsicht nach dem Abendlande neigt, während Griechenland, dessen stärkste Gliederung nach Osten geht, dementsprechend immer nach dem Orient gravitiert hat; und trotz tausendfältiger Wechselbeziehungen ist diese Richtungsverschiedenheit im Charakter der beiden antiken Völker niemals aufgehoben worden. Um also den Geist der Antike, der seine reinsten und vollendetsten Entwicklung doch ohne Zweifel in Hellas gefunden hat, völlig nachzufühlen, ist es in hohem Maße wünschenswert, daß man nicht nur die Wellen des Tyrhenischen, sondern auch die des Ägäischen Meeres hat rauschen hören, daß man das bunte Völkergewimmel des Orients mit seinen so ganz andern Grundanschauungen und Lebensgewohnheiten wenigstens in Smyrna und Byzanz gesehen hat, daß man ferner das lebenslustige, kecke, verschlagene und verlogene, redegewandte und arbeitshassende Völkchen, das sich heute mit dem Namen der Hellenen schmückt, mit eignen Augen beobachtet hat. Nur dadurch wird man seine zwar weit edlern, vielfach aber nicht unähnlich angelegten Vorfahren besser verstehn lernen; und ganz besonders lehrreich ist es auch, wenn man angefichts der unsagbar anspruchslosen Hirtenhütten Arkadiens eine deutliche Anschauung von primitiven Kulturverhältnissen gewinnt, wie sie den rauhen Lakedämoniern einst wohl behaglich erscheinen mochten. Ein letzter und wesentlicher Grund für den Besuch Griechenlands ist endlich der, daß wir zur Zeit dort eine Führung haben, die in ihrer Art ganz unvergleichlich ist, ich meine natürlich die Führung durch Dörpfeld, der in jedem Frühjahr eine Tour nach den Hauptpunkten antiker Herrlichkeit unternimmt und umsomehr in der Lage ist, eine vorzügliche Erläuterung der antiken Bauwerke zu geben, als er selber an ihrer Freilegung wie an ihrer wissenschaftlichen Würdigung einen hervorragenden Anteil hat.

Von diesen Anschauungen aus möchte ich nun die Frage beantworten: Was kann man unter den augenblicklichen Verhältnissen in Griechenland und Kleinasien sehen, wenn man über einen acht- bis neunwöchigen Frühjahrsurlaub und den bei uns Gymnasiallehrern üblichen Geldbeutel verfügt, mit andern Worten, die folgende Übersicht rechnet mit beschränkter Zeit, bescheidenen Mitteln und normaler, d. h. nicht allzu großer Reisegewandtheit und Sprachbeherrschung. Aus diesen Voraussetzungen ergibt sich, daß ich für Kleinasien, wo keine besondern wissenschaftlichen Führungen bestehn, mich nicht allzuweit von der Eisenbahn entferne, also auf Lykien und die ganze Südküste verzichte, und daß ich in Griechenland den Anschluß an die Dörpfeldsche Führung zu Grunde lege. Dann rechne ich für Kleinasien, von Smyrna ausgehend, nicht mehr als zehn bis zwölf Tage. In dieser Zeit kann man zwei Touren unternehmen, die eine, nördlich, nach Pergamon, die andre, nach Süden und Südosten, nach Ephesus, Priene, Hierapolis und Laodicea ad Lycum. Man hat zunächst in Smyrna im deutschen Hotel Huck ein sichres Standquartier, und auch in Ephesus, das man mit der Bahn in anderthalb Stunden erreicht, ist man beim dicken Karpozza, einem Prachtexemplar eines verschmigten Griechen, ganz gut aufgehoben. Von dem Ephesus der griechischen Zeit ist freilich äußerst wenig erhalten, und es giebt kaum ein berühmtes antikes Bauwerk, das in jammervollerem Zustande wäre als das Artemision, der einst so prunkvolle Tempel

der „Diana der Epheser,“ aber die von den Österreichern aufgedeckten Überreste aus römischer Zeit, der reichgeschmückte Marktplatz, das schöne große Theater, das Odeion, das Stadion usw. sind sehr sehenswert und kaum an einem Tage zu erledigen.

An derselben Bahnlinie, die südlich von Ephesus nach Osten umbiegt, liegt weiterhin Aidin, das alte Tralles. Ich rate Eiligen, auf diese interessante echte Türkenstadt trotz ihrer großen landschaftlichen Schönheit doch zu verzichten, da von den noch gänzlich verschütteten antiken Trümmern nicht viel zu sehen ist. Ein Glanzpunkt aber, der in hohem Maße einen Besuch verdient, ist die östlichste Stelle meiner Tour, Hierapolis, an derselben Bahnlinie und in sieben bis acht Stunden von Smyrna erreichbar. Die stark kalkführende heiße Quelle, die schon im Altertum zu Heilzwecken lebhaft benutzt wurde und der Mittelpunkt gewaltiger Thermenbauten ist, hat hier im Laufe der Zeiten eine weißschimmernde Riesenterrasse aufgetürmt, deren steil abfallende Wand mit Tausenden von muschelförmigen Becken bedeckt ist; die heute regellos dahinströmende Flut hat sich diese märchenhaft erscheinenden Gebilde durch die Kalkablagerung selbst geschaffen und springt über sie in rauschenden Kaskaden in die Tiefe. Die großen Hallen der Thermenanlage, die Hallenreihen an den Hauptstraßen, ein mächtiges Theater sowie endlich zahllose Sarkophage und Grabdenkmäler machen auch hier eine systematische Freilegung höchst wünschenswert. Gerade gegenüber von Hierapolis, auf der andern Seite des sehr breiten Zykosthales, liegt Laodicea, wo ebenfalls bedeutende Ruinen der Untersuchung harren. Ein sehr günstiger Umstand ist es, daß es gerade hier in dieser Einöde, wo nur elende Hirten haufen, ein kleines Gasthaus giebt, dicht neben der Bahnstation, das an Behaglichkeit und Sauberkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Im Gegensatz zu den bisher erwähnten Ruinen aus der spätern römischen Zeit hat man in Priene das außerordentliche Glück gehabt, eine rein griechische Kleinstadt zu entdecken, deren Hauptbestandteil dem vierten bis zweiten Jahrhundert v. Chr. angehört, und diese im Auftrage des Berliner Museums völlig freigelegte Stadt ist ein so unvergleichliches Schmuckkästchen, ein so lehrreiches Dokument für die noch nicht decadente, in ihrer schlichten und doch so feinsinnigen Natürlichkeit herzerfreuende hellenische Kunst und Kultur, daß man den Besuch Prienes gar nicht lebhaft genug empfehlen kann. Man gelangt zunächst mit der hinter Ephesus abgehenden Zweigbahn bis Sofia und erreicht dann in reichlich zweistündigem Ritt das Ziel; hier giebt es in dem benachbarten ärmlichen Türkendorf Kelebesch zwar keine menschenwürdige Unterkunft, aber das behagliche Häuschen, das einst noch Karl Humann für sich und die andern deutschen Gelehrten dicht bei Priene erbaute, wird, wie mir gesagt wurde, auch fernerhin allen Besuchern zur Verfügung stehn. Als ich jetzt vor Jahresfrist in Priene eintraf, hatte ich das Glück, die Berliner Herren Wiegand und Schrader dort noch anzutreffen; sie hatten eben ihre große vierjährige Arbeit vollendet und rüsteten sich zur Abreise. Ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß es ein großer Genuß war, hier von Schrader geführt zu werden, der mit wohlberechtigtem Stolz das in so langer und mühsamer Arbeit Er-

runge zeigte und erläuterte. Die spätern Besucher müssen ebenso auf diese interessante Führung wie auf die lebenswürdige Gastfreundschaft verzichten, aber auch so werden sie reichen Genuß und wesentliche Belehrung finden. Ich muß es mir leider versagen, hier genauer auf die Schilderung der Stadt einzugehn, da dies einen umfänglichen Vortrag ausmachen würde; ich verweise daher auf meine Aufsätze in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung (vom 11. November 1899), sowie in der Zukunft (Ein neues Pompeji, vom 30. September 1899) und möchte nur kurz hervorheben, daß es außer Pompeji keine antike Stadt giebt, die auch nur annähernd so vollständig freigelegt worden ist und so wenig von spätern Um- und Einbauten gelitten hat wie Priene. Allerdings hat es nicht so plötzlich zu existieren aufgehört wie einst Pompeji, sodaß man natürlich nicht dieselbe Menge von Gebrauchsgegenständen und Kunstwerken finden konnte wie dort, und auch die Höhe der erhaltenen Häusermauern ist im allgemeinen geringer; sie reicht aber überall aus, nicht nur den Bauplan, die Zimmerverteilung, die Art des Mauerbaus und Stuckbewurfs usw. deutlich zu zeigen, sondern auch an vielen Stellen den lebendigen Eindruck einer unlängst noch mit Menschen erfüllten Stadt hervorzurufen. Viele Häuser sind bis zu der Höhe von zwei Metern tadellos erhalten, und noch besser steht es um die wichtigsten öffentlichen Gebäude, so z. B. um das in seiner Art einzige Bürgerversammlungshaus mit seinen wohlerhaltenen aufsteigenden Sitzreihen, das merkwürdige, einseitig angelegte Stadion, die Agora mit ihren zahlreichen Bildnisbasen und Ruhebänken und endlich das wundervolle Theater. Manches von den zwanzig antiken Theatern, die ich im vorigen Frühjahr gesehen habe, war großartiger, keines aber feiner, zierlicher und anheimelnder, zugleich auch lehrreicher, denn nirgends stehn die wichtigsten und umstrittensten Teile des Skenengebäudes noch so unzerstört aufrecht wie hier. Die wissenschaftliche Bedeutung Prienes wird, gegenüber dem römischen Pompeji, wesentlich dadurch erhöht, daß es rein griechisch und außerdem um etwa dreihundert Jahre älter ist, also weit sichrere Rückschlüsse auf Hausbau und Straßenanlage der griechischen Blütezeit ermöglicht.

Wenn ich sieben Tage für die bisher genannten Orte anseze, so bleiben noch drei bis fünf Tage für Pergamon. Wer dieses besuchen will, dem empfehle ich, mit dem kleinen griechischen Küstendampfer erst nach Mithlene (Lesbos) zu fahren, das landschaftlich ganz wundervoll ist und vielfach an Korfu erinnert; von da gelangt man mit einem Segelboot wieder nach dem Festlande, nach Dikeli, von wo aus die Tour bekannt ist, sodaß ich mich hierbei ebenso wenig aufhalten möchte wie bei Pergamon selbst, dessen Herrlichkeit keines weitem Kommentars bedarf.

Ich wende mich nun zu Griechenland. Professor Dörpfeld, der Leiter des deutschen Archäologischen Instituts in Athen, pflegt alljährlich im April und Mai innerhalb eines Zeitraums von sechs Wochen drei Gesellschaftsausflüge zu veranstalten; der erste führt in siebzehn Tagen durch den Peloponnes und am Schluß nach Ithaka und Delphi; der zweite geht in neun Tagen auf einem gemieteten Dampfer nach den schönsten und interessantesten Kykladen

bis hinunter in die Nähe von Kreta*) und der dritte innerhalb vier bis fünf Tagen nach Troja. Ich würde Stunden brauchen, wollte ich Ihnen auch nur flüchtig schildern, was wir da alles gesehen haben; ich beschränke mich deshalb darauf, die Hauptpunkte nur eben zu nennen, möchte aber die Art der Dörpfeldschen Führung sowohl nach der wissenschaftlichen wie nach der äußerlichen Seite etwas eingehender charakterisieren.

Was also zunächst die Ruinenstätten anlangt, deren wir im vorigen Jahre mehr als dreißig besuchten, so sind darunter drei, die als altberühmte hellenische Festorte besonders hervorragen, ich meine Olympia, Delphi und Delos. Olympia wurde von 1875 bis 1881 auf Kosten des Deutschen Reichs freigelegt, wobei sich Dörpfeld, anfänglich nur als Hilfsbauführer, dann aber als leitender Architekt die Sporen verdiente und seinen Ruf begründete. Die planmäßige Ausgrabung von Delphi ist erst 1895 von der französischen Schule begonnen worden, deren Haupt, der verdienstvolle Homolle, sich besonders mit Perdrizet in die Ehren des Erfolgs teilt; und auf Delos hat seit 1873 eine ganze Reihe von Franzosen gegraben, aber ziemlich unsystematisch, um kein härteres Wort zu gebrauchen, denn vielfach hat der eine wieder verschüttet, was der Vorgänger aufgedeckt hatte. Auch Homolle hat hier wiederholt gearbeitet; hoffentlich verwirklicht er bald seine Absicht, durch systematisches Vorgehen die frühern Verschämnisse wieder gut zu machen. Trotz wichtiger Einzelheiten bietet somit Delos vorläufig noch nicht das, was man hier erwarten könnte; und Delphi, dessen Freilegung in der Hauptsache vollendet ist, wird von den Franzosen noch eifersüchtig gehütet, bis die wissenschaftliche Bearbeitung und Verwertung der Funde vollendet und die Publikation erfolgt ist — was wohl noch längere Zeit in Anspruch nehmen wird —; Olympia dagegen bietet dem Beschauer ein fertiges und klares Bild und hat zudem den Vorzug, sich infolge der absolut ebenen Bodenbeschaffenheit des Festplatzes so übersichtlich wie eine Landkarte zu präsentieren. Dieser Eindruck eines klar gegliederten Grundrisses wird dadurch noch unterstützt, daß von den meisten Gebäuden nur die Fundamente erhalten sind. Jedoch zwei Tempel, und zwar gerade die allerwichtigsten, bieten mehr: das Heraion, der älteste Tempel auf griechischem Boden, weist noch die Säulen bis zu halber Höhe auf und ermöglicht auch sonst die wichtigsten Schlüsse auf seinen Oberbau; und beim großen Zeustempel stehn zwar keine Säulen mehr, aber die mächtigen Trommeln, von 2,24 Metern Durchmesser, liegen zum Teil noch so in Reih und Glied, wie sie das große Erdbeben im sechsten Jahrhundert hingeworfen hat; es ist sehr zu beklagen, daß sich noch kein Mäcen gefunden hat, der die verhältnismäßig geringen Kosten der Wiederaufrichtung wenigstens einiger dieser Säulenkolosse trüge; bei einer Höhe von 10,43 Metern müßten diese grandios wirken und das Gesamtbild der Altis außerordentlich heben.

Was die Skulpturen betrifft, auf deren Auffindung Winckelmann einst so

*) Neuer wird Kreta selbst besucht (Knossos), und seit Ithaka vom Thron gestürzt ist, wird Zeus, das nun als Insel des Odysseus gilt, dafür eintreten.

überschwengliche Hoffnungen setzte, so ist bekanntlich der Erfolg beträchtlich hinter den Erwartungen zurückgeblieben; zwar fand man Tausende kleiner uralter Idole, meist aus Bronze, die in der Nähe des Heraions vergraben waren, aber von all den herrlichen großen Werken, die einst die Altis schmückten, blieb uns eigentlich in der Hauptsache nur dreierlei erhalten: die großen Giebelgruppen des Zeustempels, die zerstückelt in byzantinischen Häusermauern des siebenten und achten Jahrhunderts steckten, der unvergleichlich schöne Hermes des Praxiteles, der tief im Behn des Heraions vergraben war, und die leider stark verstümmelte Nise des Paionios. Die Erklärung gab uns ein mittelalterlicher Kalkofen, worin Dörpfeld noch Hunderte von Torsen und Gliedmaßen, schon halb verbrannt und wertlos, entdeckt hat. In dieser Beziehung haben die Franzosen in Delphi ungleich mehr Glück gehabt, und als uns Perdrizet durch das provisorische Museum führte, kostete es uns keine geringe Überwindung, alle chauvinistischen Regungen hinterzuschlucken und neidlos die herrlichen Marmor- und Bronzwerke aus allen Perioden, vom siebenten Jahrhundert v. Chr. bis in römische Zeiten, anzustaunen. Die bis jetzt erschienenen vorläufigen Veröffentlichungen im *Bulletin de correspondance hellénique* und in der *Gazette des beaux arts* können kaum die rechte Vorstellung von diesen Werken vermitteln; und wenn die Abbildungen zur Not genügen, den prächtigen archaischen Wagenlenker aus Bronze zu charakterisieren, der den Polykalos von Syrakus darstellt, so reichen sie doch nicht aus gegenüber den acht großen Kalksteinstatuen, die die Familie des Theffalerfürsten Daochos verherrlichen und Originalwerke der Lysippischen Schule, wenn nicht gar Lysipps selber sind; auch der liebenswürdige Zauber der Antinousstatue, die die Franzosen nicht mit Unrecht dem praxitelischen Hermes der Deutschen als ihren elou gegenüberstellen, kommt in der Abbildung nur teilweise zur Geltung.

(Schluß folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Eine Rangliste zu Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts. In einzelnen Exemplaren der „Zusätze zu den neuen Befügen zur Gothaischen Landesordnung, enthaltend die vom 18. Mai 1781 bis zum März 1827 für das Herzogtum Gotha erlassenen Gesetze und Verordnungen“ findet sich am Schlusse des sehr stattlichen Bandes — ohne daß das Datum ihrer Publikation genauer angegeben ist — eine „Klassifikation, welche dem wegen der Einmiethungssteuer erlassenen Patente vom 23. November 1795 beigelegt worden ist.“

Dieses „Patent“ ist weder in den oben erwähnten „Zusätzen“ noch sonstwo in den gedruckt vorhandenen Kodifikationen der Gothaischen Gesetze und Verordnungen zu finden, und es ist dem Verfasser dieser Zeilen auch auf andre Weise nicht gelungen, eines Exemplars habhaft zu werden. Aus dem Inhalt andrer, das Steuer-